

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 8

Artikel: Versunkene Welt : der letzte Beitrag von Leutnant Bringolf selig
Autor: Bringolf, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Verfasser als Heidelberger Guest phale



als Guidentleutnant



als Gesandtschaftsattaché



als Geschäftlmacher



Illustration
Hugo Laubi

Versunkene Welt

Von Dr. Hans Bringolf †

Der letzte Beitrag von Leutnant Bringolf selig

«Schaffhausen, 4. März. ag. In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag ist in seiner Heimatgemeinde Hallau der frühere Militärattaché Dr. Hans Bringolf im Alter von 76 Jahren verstorben. Er war in der Zeit um die Jahrhundertwende Militärattaché in Paris, Berlin und Wien. Er erhielt unter anderem das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion.»

Leutnant Bringolf selig hätte bei der Lektüre dieser Agenturnotiz sicher gelächelt. Dr. Hans Bringolf hat im Laufe seines Lebens unzählige Rollen gespielt — er schrieb darüber zu verschiedenen Malen im «Schweizer Spiegel» — aber die des respektablen eidgenössischen Funktionärs, dem sein Nachruf gewidmet scheint, nie.

Der Mann, der in seiner Jugend das Leben eines Grandseigneurs führte, verbrachte seine letzten Jahre im Armenhaus zu Hallau. Es ist wahr, Bringolf hat recht oft das Vertrauen seiner Mitbürger mißbraucht. Dennoch müssen wir gestehen, daß uns der verwegene Abenteurer, vor allem in seinem Alter, das ihm so etwas wie eine überlegene Lebensweisheit und einen besondern Humor schenkte, Sympathie einflößte.

«Betreffend meinem bei Ihnen aufs Eis gelegten Artikel „Versunkene Welt“», schrieb er kürzlich, «möchte ich raten, mit der Publikation nicht bis zu meinem Ableben zuzuwarten. Damit können Sie nicht vor drei Jahren rechnen. Trotz einem schweren Sturz, der mir einen

Schädelbruch und gequetschte Rippen einbrachte, bin ich immer noch in guter Verfassung. Vor allem der Kopf ist auch jetzt noch arbeitsfähig.»

Dr. Hans Bringolf, der schon zu seinen Lebzeiten den Namen «Leutnant Bringolf selig» trug und Dutzende von Malen mit unglaublicher Kühnheit dem Tode trotzte, hat sich getäuscht, er ist nun wirklich gestorben.

Korpsstudent

«Ihr müßt den Rantzau an der Bahn abholen, die Saxo-Borussen wollen ihn keilen, habe ich gehört.»

So sprach der erste Chargierte von Eynern der Heidelberger Guestphalen zu den beiden Brandern von Brüning und Bringolf. Einen Grafen Rantzau durfte man sich nicht entgehen lassen. Wenn auch aus einer politisch nie hervorgetretenen Linie der Rantzau stammend, hatte der Name doch guten Klang. Nicht so gut wie der des Schwiegersohnes Bismarcks, Graf Rantzaus, eines Korpsbruders. Mein Korps war in den letzten Jahrzehnten etwas verbürgerlicht worden. Neben den baltischen Baronen und Freiherrn von Nolcken und von Lieven fand man einen Böhm, einen Crüwell und gar einen Bringolf, von Leibeigenen der Bischöfe von Konstanz abstammend! Dann gab es noch Neuadel wie die von Brüning, von den bürgerlichen Brünings der Firma Meister, Lucius und Brüning der Höchster Farbwerke herkommend. Dieser Brüning war durch seine Fabrikate so unsinnig reich geworden, daß er geadelt werden mußte.

Wir bekamen ihn, den Grafen Rantzau. Er hatte gar nichts «Gräfliches» an sich, was immer man sich unter einem Grafen vorstellen mag. Er war zu dick für seine 18 Jahre, hatte kleine Schweinsäuglein, Sommersprossen.

Das Korps Guestphalia von 1894 stellte ein Deutsches Reich Wilhelms II. en miniature dar. Ganz oben die Aristokraten, alte und neue, die immer noch maßgebend waren; dann die Bürgerlichen, die nicht etwa versuchten, sich zu halten, sondern danach trachteten, in die Aristokratie vorzurücken. Nicht vielen gelang diese Promotion. Man ließ sich vom Kaiser adeln für Verdienste in Industrie und Handel. Das waren die Zeiten, wo man die Friedländer, Schwabach, Bleichröder nicht nach Mauthausen schaffte, sondern sie mit einem «von» belohnte, weil diese Juden für die protestantischen Krankenhäuser und Kirchen, die unter dem Protektorat der Kaiserin

standen, Millionen stifteten. Es waren die Zeiten, wo dieser Bankieradel fast hoffähig wurde. Man sah schon Juden bei den Kavallerieregimentern als Reserveoffiziere, was der erste Schritt zur Admission bei Hoffestlichkeiten war. Adelte der Kaiser nicht, dann fand sich einer der zahlreichen deutschen Duodezfürsten dazu bereit. Dem «von» sah man ja nicht an, ob es von einem Hohenzollern oder einem Reuß-Schleiz-Lobenstein stammte.

Einen großen und gescheiten Juden gab es in Berlin um die Jahrhundertwende, den Bankier Fürstenberg, der vom Geadeltwerden nichts wissen wollte. Er fühlte sich als Fürstenberg stark genug, um geachtet und beachtet zu werden.

Man sah im Deutschen Reich Wilhelms II. nichts dabei, wenn ein preußischer Second-Leutnant von Dewitz eine Jüdin heiratete. Dem Kaiser war es darum zu tun, die alten preußischen Adelsgeschlechter bei seinen Regimentern zu halten. Dazu brauchte es Geld. Der verarmte Adel kam nicht immer mit. Der Kaiser half manchmal durch Vorschüsse aus der Privatschatulle. Oder dann erlaubte er und sah es nicht ungern, wenn der um den preußischen Staat verdiente Adel sich durch jüdische Heiraten sanierte. Fand sich keine Jüdin, dann wurde der junge Leutnant nach Washington zur Botschaft kommandiert, für ein Jahr. Dieses Jahr mußte genügen, um eine Rhineländer, Morgan oder Gould zu ertanzen.

Nur ins Korps kamen keine Juden. Der Jude, der Zivilist, der «Bummler», wie man die Nichtcouleurtragenden nannte, obwohl er weniger bummelte als wir Korpsier, das waren verachtensvolle Dinge, mit denen man sich nicht abgab.

Aber nicht auf diese allein sah man herab und mied sie. Auch die Landsmannschaften und Burschenschaften wurden ignoriert. Kam es zu einer Säbelmenschur zwischen Korpsstudent und Burschenschafter, dann wurde nicht mit den Farben auf dem Säbelkorb — grün-weiß-schwarz — gefochten, sondern mit schwarzem Korb. Man begab sich auch im «Bummel»,

im Hut, nicht mit Mütze und Band, zum Fechtplatz.

Burschenschafter und Landsmannschafter wurden nicht begrüßt, auch wenn man mit dem einen oder andern auf dem Gymnasium gewesen war.

Die Exklusivität des Korps erstreckte sich nicht nur auf «Bummler» und schlagende Verbindungen, die nicht dem Köseener Seniorenkonvent angehörten. Auch unter dem Korps unterschied man noch «popligen» und «feudalen» Korps. Ganz oben in der Rangliste stand der weiße Kreis mit den Bonner Preußen, den Heidelberger Saxo-Borussen und den Göttinger Sachsen. Bei der Borussia Bonn hospitierten der Kaiser und die kaiserlichen Prinzen während ihrer ersten Studiensemester. Sie konnten nicht Bandinhaber werden, denn das Band mußte man sich durch drei tadellose Bestimmungsmensuren erkämpfen. Und wer garantiert einem kaiserlichen Prinzen vor einem «Kneifen» auf der Mensur? Kneifen ist ja nicht unter Wehgeschrei Davonlaufen, sondern nur den Kopf etwas in die Halsbinde einziehen, damit man dem kommenden Hieb nicht nach unten ausweichen kann.

Zum weißen Kreis gehörten also auch unsere Heidelberger Kollegen, die Saxo-Borussen. Sie waren allerdings um einen Grad «feiner» als wir. Da gab's keine Bürgerlichen und sogar Hallauer wie einen Bringolf! Ein einziger Bourgeois war dort, ein Möwes. Sonst alles preußischer Adel, die Grafen Arnim, von Bethmann-Hollweg (ein Neffe des Reichskanzlers), von Klitzing, der mir beim Fechten immer die eiserne Schutzbrille herunterschlug, wenn ich einen Durchzieher riskierte. Borussia, Saxo-Borussia, das war die pépinière für den preußischen Staatsdienst und die Garderegimenter.

«In welchem Korps waren Sie aktiv und in welchem Kavallerieregiment sind Sie Reserveoffizier?» war die Frage des Ministerpräsidenten an einen Kandidaten fürs Landratsamt. Allerdings nur im «Simplizissimus», von Thöny gezeichnet und beschriftet. Aber es war schon so, um 1900 herum, in Berlin.

Wir Guestphalen gehörten zu den Nächstbesten, zum grünen Kreis, weil etwas gemischt: Adel, importierter Adel wie der baltische, Neuadel und Bürgertum.

Wir wieder sahen auf den nächstfolgen-

den Kreis, den blauen und besonders auf den gelben herab. Zu diesem letztern gehörten die Heidelberger Schwaben und die Würzburger Hessen-Nassauer, zu denen ein bekannter Schweizer Rechtsgelehrter der Berner Universität gehörte.

Dieses Klassifizieren von Menschen ging mir mit der Zeit ins Blut über. Ich übertrug das Gelernte auf meine Schweizer Umgebung, wollte auch dort Klassen- und Menschenunterschiede erkennen, die bei uns nur in verschwommenen Formen vorhanden waren. Und heute gehen sogar diese clair-obscur den Bach ab.

Was machten die Korpsstudenten eigentlich auf der Universität? Zum Beispiel in Heidelberg? Nun, studieren sicher nicht. Dazu war während der drei Semester Aktivität keine Zeit. Man mußte doch fechten. Das will gelernt sein. Der «Bummler» geht zu Schröder in die deutsche Rechtsgeschichte, der Guestphale zum Universitätsfechtmeister Schultze. Er bringt es weiter, später, im Regierungskdienst. Er ist für den Staat ein sicherer Kantonist als alter Guestphale und als von Prittwitz als der Bummler Knickebein, der in seinen Semestern schmollert und wagnert, um nicht zu sagen, marxelt.

Im Mittelalter gab es In-Acht-und-Bann-Erklärung. Dies bedeutete Ausschluß aus der bürgerlichen Gesellschaft. Eine solche kannte auch das Korps in der Form der Dimittierung und Exkludierung seiner eigenen Mitglieder. Der unter der einen oder andern dieser beiden Formen aus dem Korps Abgestoßene wird gesellschaftsunfähig. Die Regierungskarriere war ihm verschlossen. Reserveoffizier konnte er nicht werden. Diesen Strafen lagen Nicht-Benehmen-Können im Rausch oder schlechtes Fechten auf der Mensur zugrunde, nicht etwa Wechselfälschungen oder Vergewaltigungen. Der Ehrenkodex des Korps denkt gar nicht an solche Möglichkeiten. Er denkt nur an die unerwünschten Auswirkungen des offiziellen Korpslebens: das Trinken und das Fechten. Denn getrunken wurde fest, aber nicht gesoffen. Bier war Trumpf. Bier in gewaltigen Mengen, aber immer zu reglementarischer Stunde und inspiriert vom gleichen Zeremoniell. Nicht gröheln, nicht beschimpfen darf man Dritte. Nicht in den Graben fallen, wie der betrunkene Armenhäusler. «Nur nichts merken lassen», das war die Devise des Voll-

geladenen, aber nicht Unverantwortlichen. Wer sich im Rausch «gemein» benimmt, wie ein haus-, wiesen- und waldgemeiner Alkoholiker, der muß die Farben ablegen. Man war im Korps strenger als der Richter, der beim Angeklagten den Milderungsgrund des genossen Alkohols kennt.

Schulden durfte der Korpsstudent machen. Soviel er wollte und konnte. Nur mußte er sie bezahlen während seiner Aktivität oder seiner Inaktivität. Als Alter Herr mit Korpschulden belastet zu sein, galt als nicht annehmbar. Trink-, Wohn- und Eßschulden gab es kaum. Diese gingen in erster Linie vom Monatswechsel ab. Aber Geschenkschulden, die drückten manchmal jahrelang. Man offerierte sich unter Korpsbrüdern Pokale, Aleschalen, Humpen, Wappenteller, Zinnkannen in Dutzenden von Exemplaren. Der Verkäufer Werner erwartete gar keine sofortige Bezahlung. Und so ging es überall mit dem Kredit. Sogar die Tramwaykondukteure stundeten die zehn Pfennig auf der Rößlibahn. Sie kamen in der freien Zeit diesen Kredit abtrinken, im «Seppl». Aus dem Zehnerli wurden für den Schuldner mit der Zeit ein paar Mark. Diese indirekten Trinkgelder waren ein Korrelat der direkten. Der Guestphale gab dem Hotelportier nicht bei der Abreise das Trinkgeld, sondern bei der Ankunft im Hotel. Dies garantierte tief gezogene Mütze und tiefen Bückling während des ganzen Aufenthalts, nicht nur im Augenblick der Abreise. Der Guestphale schickt dem Koch im Restaurant bei Bestellung des Canard à la presse einen Apéritif, damit der moderne Vatel es nicht am notwendigen Pfeffer mangeln läßt. Der Guestphale überreicht dem Eisenbahnschaffner fünf Mark, um allein im Coupé sein zu können, isoliert von der gewöhnlichen Canaille. Der Guestphale wird nie mit einem Menschen sprechen, der ihm nicht vorgestellt worden ist. Der Guestphale wird nie in eine Zeitung schreiben (o Bringolf, Guestphaliae, wie tief bist du gesunken!).

Vor kurzem starb in Paris Wilhelm Uhde, der Sohn eines preußischen Staatsanwalts in Posen. Als Inaktiver schrieb er in die «Zukunft» Hardens über das bürgerliche Gesetzbuch. Er nannte es einen italienischen Salat. Hätte er die Korpskasse gestohlen, er hätte nicht so viel Entsetzen unter den Korpsbrüdern erregt wie durch diesen literarischen

Akt. Er wurde später ganz zum Outsider, zum Kunstkritiker in Paris, zum Entdecker von Picasso und Rousseau. Hitler entzog ihm die deutsche Staatsangehörigkeit.

Der Guestphale bekennt sich nur zum Würzburger Hofbräu. Passugger, Eglisauer, Henniez dürfen nur ausnahmsweise während des akuten Stadiums von Geschlechtskrankheiten getrunken werden, und dann auch nur in Form von Gespritzten.

Der Guestphale trug keine Röllchen (lose Manschetten).

Der echte Guestphale wird seine Zukunft bei der Gardekavallerie oder im diplomatischen Dienst sehen.

Er wird dort seine Exklusivität fortsetzen, noch raffinierter entwickeln.

Guidenleutnant

Und der Guestphale Bringolf? Wurde natürlich Guidenleutnant, denn Guide war um einen Ton feiner als Dragoner, Anno 1895, als ich meine Rekrutenschule unter Major Hägler machte. Schon hier eliminierte ich alles, was nicht in die Guestphalen-Atmosphäre paßte. Schwarzenbach, der nachmalige Generalkonsul in New York; Kurt Fischer; Simon, später Oberst im Generalstab; Honegger, Schüler der Beaux Arts und Architekt, das waren die Kameraden, mit denen man verkehren konnte. Man trieb keinen Guestphalenluxus. Ein paar Privatreitstiefel, ein Entrecôte béarnaise im Bernerhof vis-à-vis der Kaserne in Zürich, einige Spezialplättli zum Spatz, durch eine behäbige Agnes in die Kaserne geschmuggelt, das waren die Luxusansätze bei uns.

Mit bewundernden Augen sahen wir zu unserm Instruktor, Leutnant von Claparède, hinauf. Das war unser Mann, mein Schwarm besonders. Schnarrendes Preußisch, das er als Sohn des schweizerischen Legationsrates auf unserer Gesandtschaft in Berlin, wo er auch erzogen wurde, schon kannte. Bei den Kürassieren in Münster, unter Oberst von Eynem, dem spätern Armeekommandanten im Ersten Weltkrieg, militarisierte er sein Preußisch. Wir erschauerten vor Wonne, wenn er einem Rekruten in der Reitbahn zurief: «Deine Mutter muß eine schöne H... gewesen sein!» Dazu den schweren Kürassiersäbel, den er auch auf der Bahnhofstraße auf dem Trottoir schättern ließ.

Claparède war in der Kavallerie um die Jahrhundertwende ein Begriff, etwas, was man nachahmenswert fand: im Reiten, in der Uniform, bei Tisch. Zu ihm gesellte sich später Richard Vogel, der um jene Zeit, 1896 vielleicht, von seinem Kommando bei den Karlsruher Dragonern zurückkam. Er hatte nicht die laute Fröhlichkeit eines Claparède. Er war suffisant, schnippisch. Aber er kam mit einigen kräftigen Ausdrücken aus Karlsruhe zurück, die wir begierig aufschnappten. Es war dies die Zeit, wo Reporter von Arbeiterzeitungen an den Kasernenhofgittern standen, um unsere Kasernenhofblüten deutscher Provenienz zu notieren und zu publizieren.

Während Vogel immerhin etwas Distinguiertes in seinen Offiziersjargon legte, militärische Grobheiten im Salonton anbrachte, zeigte sich Schwendimann, auch ein späterer Oberst und Kommandant des Remontendepots, als ungeschminkter, lauter Grobian. Aber ein feiner Reiter war er. Den Schimmel mit dem spanischen Tritt wollte ich ihm abkaufen. Mein Vermögensverwalter schrie: Verschwendungssucht! Schwendimann mußte das Pferd wieder zurücknehmen. Groß, schlank, mit langen Reiterbeinen, mit seinen prallen Reithosen und verschossenen Uniformen, machte Schwendimann den Eindruck des parent pauvre unter den damaligen Reiteroffizieren.

Ganz preußisch kam Richard Ziegler von einem schleswig-holsteinischen Kavallerieregiment zurück. Elegant war er schon immer gewesen. Er hatte lange in Wien gelebt vor dem Instruktor-Werden. Jagdwagen und schöne Pferde waren ihm schon vorher bekannt. Ziegler, Schaffhauser wie ich, hörte gerne von seiner Zugehörigkeit zu den Junkern von Ziegler sprechen. Er repräsentierte den hochgeborenen, wohlledlen Stadtherrn, während ich der Hallauer Bauer hätte bleiben sollen, wenn nicht das Heidelberger Korps dazwischen gekommen wäre. Für uns junge Leutnants war der wertvollste Import Zieglers aus Preußen:

seine Hand am Käppi behalten, solange ein Höherer mit ihm sprach, dazu ein devotes, zeitweise zustimmendes Neigen des Kopfes. Das machte ihm keiner nach. Wie ich später hörte, ist er als Kommandant des Remontendepots bei den Bereitem nicht populär gewesen.

Demokraten waren unsere preußischen und badischen Heimkehrer nicht. Es wäre vielleicht besser gewesen, der Kaiser hätte gestattet, daß unsere Offiziere ihr Jahr bei der Garde in Berlin oder Potsdam abverdienten. Nur Provinz war zugelassen. Man dachte an allerhöchster Stelle an die Möglichkeit des Inkontakt-Kommens unserer Offiziere mit den fremden Militärattachés, die die Schweizer Offiziere als Informationsquelle benützt hätten. Unsere Instruktooren hätten bei der Garde den wahren, nicht protzigen, preußischen Adel kennengelernt, während in der Provinz sich häufig Schlemmertum, Arroganz und Überhebung breit machten. Die Söhne verdienter preußischer Offiziere, die in den Gardekorpse dienten, waren in der Mehrzahl wenig bemittelt, lebten recht und schlecht in ihren Offizierskasinos, wohnten in einem kleinen Zimmerchen in der Nähe der Kaserne.

Pech hatte Julius Beck, Oberst Beck später. Er sollte sein Jahr Kommando bei irgendeinem Saarbrücker Regiment absolvieren. Das Kommando dauerte 14 Tage. Sein deutscher Bursche kam von einem Sonntagsausritt mit nassem Pferde heim. Beck kam ihm etwas reiterisch-grob. Der Bursche wurde noch gröber, dann tötlich. Das geschah zur Zeit des Leutnants Brüsewitz, dessen Auffassung von Offiziersehre damals maßgebend in Deutschland war. Brüsewitz war von einem Arbeiter mit Wort und Hand angegriffen worden. Brüsewitz zog den Säbel und tötete den Provokateur. Er wurde vom Gericht freigesprochen. Beck war kein Brüsewitz. Er ließ den Säbel stecken. Nach preußischen Offiziersbegriffen hatte er gegen die Offiziersehre verstoßen. Er mußte abberufen werden, zu seinem Vorteil vielleicht. Er blieb ein demokratischer Offizier.

Nicht geschadet hat sein Kommando zur Offiziersreitschule in Hannover dem Leutnant Albert de Tschärner, Berner und Waadtländer. Tschärner brauchte von den Preußen nichts zu lernen punkto Haltung. Er war schon auf dem Gymnasium in Neuchâtel gerade wie ein Ladstock und très distant. Ein Aristokrat im bessern Sinne des Wortes, keine grande

Photo:

Hanslin-Zingerli
Frühling

gueule. Tscharnier hat das von den Schweizer Söldnern früherer Zeiten übernommen, daß er sich unter allen Fahnen wohl fühlte. Als es in der Schweiz nicht mehr ging, trat er in die französische Armee ein, wurde Oberstleutnant während des Ersten Weltkrieges, dann Oberst bei uns. Tscharnier war ein sehr tapferer und von seinen Legionären vergötterter Offizier.

Ein Fritz von Tscharnier, aus einer andern Pfisternzunft-Linie, diente bei den Postdamer Ulanen freiwillig, nicht etwa kommandiert von der Schweiz. Er heiratete die Tochter seines Regimentskommandanten Herrwarth von Bittenfeld, was damals als eine Leistung galt. Er wurde dann wieder Dragoneroffizier bei uns, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute.

Ein Schweizer, Schaffhauser sogar, besonderer Art, der seine Lorbeeren in Deutschland holte, ist Armand Henri Rausch. Dieser Rausch war mein Schulkamerad in Schaffhausen. Er gehörte nicht zu den Bringolfschen Lausbuben der Vordergasse. Er war zu « fein » für so etwas, der Henri. Woher er den Armand nahm, weiß ich nicht. Eine englische Gouvernante holte ihn und seinen Bruder Hugo aus der Schule ab. Wir Schulkameraden kamen nicht an ihn heran. Sohn eines Schweizers deutscher Abstammung und einer englischen Mutter, englisch erzogen, hätte ich gedacht, er falle auf die englische Seite. Aber nein. Als man Henri nicht bei uns zur Kavallerie rekrutierte, wegen mangelnden Brustumfanges, ging er zu den Halberstadter Kürassieren. Er saß bei mir zu Tisch, als ich in Berlin offenes Haus als Attaché unserer Gesandtschaft hielt. Er war ein Salonoffizier, Monokel, Poposcheitel, Geliebte in Berlin (eine damalige Schönheit), *tiré à quatre épingles*, wie sein Papa, der in hohem Alter noch den Weibern nachlief.

Damals war der Hansli, der Bringöflli vom Frohberg, dem Henri vom Stockarberg ebenbürtig geworden. Die Rauschsche Familie verpreußte mit der Zeit total. Eine Schwester Henris heiratete einen Freiherrn von Inn- und zu Knyphausen oder so etwas Ähnliches. Meinen Gothaer habe ich verlegt. Die Amerikaner haben dann dem Henri sein Haus in Schaffhausen zusammengeschlagen.

Henri Armand wurde später deutscher Konsul in Lugano, was ihm das Recht gab,

den frühern französischen Offizier, Kapitän Bringolf, nicht zu empfangen, als er gekommen war, Grüezi zu sagen. Kürzlich wurde er von einem Luganer Gericht, vor dem er wegen illegaler Nazitätigkeit stand, freigesprochen. Was er getan habe, sei nicht über den Rahmen der normalen Tätigkeit eines Konsuls hinausgegangen.

Und wie benahmen wir Schweizer Offiziere uns gegenüber dem importierten Preußentum, um auf unsere Instruktooren zurückzukommen? Einige, ich darunter, schnappten die Äußerlichkeiten auf, blieben aber im Herzen gute Schweizer. Den Luxus machten wir etwas nach, die einen auf der Pferdeseite, die andern Richtung Sattelzeug, die dritten Richtung Uniform und Waffen. Lotz, heute auch Oberst Lotz, machte einige Anläufe mit schönen Pferden, auch mit Phantasiesäbeln. Aber die, die sich wirklich Extravaganzen hätten leisten können, blieben mehr oder weniger beim Reglement. Der Schweizer liebt den Luxus und die Übertreibung nicht. Nur so ein Zwitter, halb Schweizer, halb Russe, wie der Hans Bringolf, oder ein Drittel Deutscher, ein Drittel Schweizer, ein Drittel Engländer, wie der Henri Armand Rausch, folgten ausländischen Mustern. Mit einem Kosakengeneral Kaulbars als Onkel mütterlicherseits durfte ich schon russische Pumphosen in meine Aarauer Künzlistiefel stecken.

Wo wir Schweizer Dragoner von damals das Zechen lernten, ist mir unbekannt. Sogar ich, als alter Korpsstudent, konnte sie nichts lehren. Aus unsern Stiefeln haben wir allerdings nie getrunken, wie jener Schweizer Söldner-Oberst auf das Wohl einer frisch abgeschlossenen französisch-schweizerischen Allianz. Manch tapferen Zecher deckt der Rasen, und der, der es heute noch könnte, das Zechen, sitzt heute im Armenhaus und bekommt verschnittenen Most an Stelle des «*Lacrimae Christi*», der ihm so guttäte. Oberst Schär, später vom Hengstendepot in Avenches, hatte recht mit seiner Äußerung: «*Laßt sie nur saufen, wenn sie nur um vier Uhr wieder auf dem Pferde sind!*»

Fröhliche Zecher waren auch unsere Brigadiers Bühl und Waldmeyer. Unser Oberinstruktor Wildbolz fand diese schweren Herren etwas unbeweglich im Terrain. Sie und wir kamen aber überallhin, wo man uns haben wollte. Wir Jüngern hatten manchmal Schwie-

rigkeiten nachzukommen. Und ein noch schwererer Oberst, Schär, war gar ein zweiter Ziethen mit seinem Wagemut.

Hans Bringolf als Diplomat

Ich darf gestehen, mir war die Kavallerie nur ein Bestandteil einer standesgemäßen Karriere. Das Pferd war mir immer ein Fremdling geblieben. Nicht das Pferd war mein bester Kamerad, sondern der Hund. Korpsstudent, Kavallerieoffizier, Diplomat, das war das Non-plus-ultra um 1900 herum. Diplomat wurde ich. Nicht ein in Verbalnoten und allen Tücken des Völkerrechts sich auskennender Metternich. Der Diplomatentisch war nicht dazu da, auf ihm Abhandlungen über die Unterstützung der Sonderbündler durch Österreich zu verfassen, sondern um auf ihm die Bilder der Cléo de Mérode, einer Otero, einer Saharet stellen zu können; Einladungen zu einem Canard à la Tour d'Argent schreiben, bei Cavanaugh in London einen neuen Gehrock bestellen und die Wechselgläubiger vertrösten zu können.

Diplomatie war für mich Ball bei Hofe, Hofball, Schleppencour, Diner beim Grafen Wedel, Route beim Botschafter Marquis de Noailles, Première bei Nuscha Butze, Souper auf der Terrasse des Wintergartens mit Little Tich auf der Bühne.

Ich brauchte keine Ärmelschoner auf dem Büro anzuziehen wie unser Legationssekretär Walter Deucher. An den Wänden meiner Junggesellenwohnung hingen keine Ölgemälde meiner Kollegen Delcassé, Visconti-Venosta, Iswolsky, Hohenlohe. Da war nur Platz für die Rosetten und Schleifen der Prinzessin Radziwill, der Gräfin Larisch und der Dutzend andern Hofballetteusen, die den Attaché zu einem Walzer aufgefordert hatten. Wir tanzten nicht etwa auf einem Pulverfaß. Europa war ruhig. Alles schien für uns junge Diplomaten geregelt für alle Zeiten. Der Bankier investierte seine Gelder am liebsten für 30 Jahre und mehr.

Mein Korpsbruder von Brüning hatte zwar gesagt: «Der Krieg ist wie Manöver. Man muß ihn alle paar Jahre wiederholen, sonst wird die Armee schlapp.» Bevor es zu diesem Wiederholungskurs kam, wurde in unsern Kreisen geschlemmt. Hiller, Dressel in Berlin, Pfordte in Hamburg, Paillard, Voisin, Larue in Paris, Sacher in Wien, das galten als edlere, wissenschaftlichere Adressen als die

einer Nationalgalerie, eines Louvre, eines Kunstmuseums. Kein eiserner Vorhang trennte die Kollegen, höchstens ein solcher aus Samt in den Cabinets particuliers der Friedrichstraße den schweizerischen Legationsrat Vogel vom russischen Botschaftsrat Boulatzell. Der behäbige, gemütliche Attilio Serra von der italienischen Botschaft speiste mit dem Franzosen de Seynes de Larlenque, der Spanier durfte damals noch stolz sein wie ein Spanier. Am gleichen Tischchen beim Hofsouper in der Neuen Hofburg saß der deutsche Militärattaché von Bülow zusammen mit dem Franzosen de Beaumarchais. Albaner, Bulgaren, Griechen, Serben galten als Kruppzeug, das man in unserer Mitte nicht aufnahm. Auch die Südamerikaner, die Rio Branco, Jesus de Zenil, waren für uns noch Halbwilde. Würdig, miteinander zu verkehren, waren nur die Engländer, Franzosen, Österreicher, Ungarn, Italiener, Deutschen. Der Nordamerikaner war damals noch etwas verschupft. Die einzigen Schwarzbefrackten bei Hoffesten schämten sich. Man konnte sie mit Kellnern verwechseln.

Als Karriere galt nur die in London, Wien, Petersburg, Paris, Berlin und Rom gemachte. Eventuell schickte man einen armengeössigen Attaché nach Washington zum Heiraten.

Demokratisch war das Leben eines Attachés nicht, damals. Tramway durfte man nicht fahren, im Zug nur erster Klasse, im Theater nur auf einen Orchestersitz oder in eine Loge, zum Essen nur in die feudalen Lokale. Aber man hatte etwas vom Leben. Der Luxus ist das Erstrebenswerteste; Luxus, Exklusivität, Großzügigkeit, das hatte ich in Heidelberg gelernt.

Hans Bringolf als Geschäftlimacher

Unter «Versunkene Welt» muß ich auch das Leben der Kapitalisten zur Gründerzeit einreihen. Das ist für mich ein abwegiges Kapitel. Gehört das Kapitalistenleben zur versunkenen Welt? Korps ja, feudaler Dragoneroffizier ja — Kapitalistenleben, ich glaube nein. In den spätern Jahren meines Lebens war ich der Handlanger des Kapitals. Man ließ mich die Karten mischen, den Trumpf hob aber immer ein anderer ab. Da ich kein Jasser bin, weiß ich nicht recht, ob dieser Vergleich zutreffend ist.

Was ich vom Kapital zu sehen bekam, war wenig erbaulich, als Mitesser war ich dagegen gerne dabei. Das Ineinanderschachteln von Interessen, Beteiligungen usw., bis man nicht mehr erkennen konnte, ob überhaupt etwas Greifbares vorhanden war, das überließ ich meinen Brotgebern, den von Körner, Schweickhardt und andern mehr, assistiert von einem mit allen Wassern gewaschenen Zürcher Advokaten Odessaer Extraktion. Als Kenner des Balkans, Jugoslawiens besonders, wo ich als einstiger Kommandant bosnischer Freiwilligenorganisationen über glänzende Beziehungen bei Hof und Armee verfügte, galt ich sozusagen als Zeremonienmeister des ausländischen Kapitals in Belgrad. Der Herr Ex-Attaché war gewandt, er erkannte bald die schwachen Seiten der Balkanminister: Geldhunger, Lebensfreude. Durch diese Ritzen im offiziellen Abwehrpanzer drang der Geschäftsbotschafter in die Seelen seiner Verhandlungspartner ein und pflasterte deren Gewissen mit Hunderttausenden von Dinarnoten.

Die Wiener Auftraggeber, zu denen lange Jahre der Holzmagnat von Körner gehörte, wußten von dieser Mentalität. Sie waren bereit, Opfer zu bringen, um einheimen zu können. Sie selbst lebten ein prunkvolles Parvenü-Dasein, ohne selbst eine Notwendigkeit für Pracht und Luxus zu empfinden. Körner war einer der letzten von Kaiser Karl geadelten Geschäftsmacher (man sagt, sein Adelspatent sei auf dem Schreibtisch des flüchtig gegangenen Kaisers gefunden worden); Körners palastähnliche Villa in Mauer bei Wien sah manche prunkvollen Feste, wo allerdings Krethi und Plethi verkehrten. Neben dem Außenminister Grafen Czernin sah man Zagreber Holzschieber, rumänische Provisionenjäger aus Oradea-Mare. Die Haushälterin erzählte mir nach dem Fest, sie habe seit Monaten ihren Lohn nicht bekommen. Dabei hatte man eine einstige Hofjagd in der Steiermark gepachtet und besaß vornehme Büros an der Seilerstätte in einem Gebäude, das 25 Jahre früher ein in Hof- und Attachékreisen bekanntes Maison de passe beherbergte.

Wenn schon gegen das Ende einer glänzenden Gründerperiode manchmal das Haushaltsgeld bei Körner fehlte, Ideen hatte dieser Braumeister immer. Dieser industrielle Ideenreichtum ersetzte den leeren Geldschrank und half über manchen Berg bis zum Tage

des Veronal-Selbstmordes im « Kaiserhof » in Berlin.

Betrachtete Körner den Luxus mehr als Mittel zum Zweck, wobei der Zweck eben das Erlangen von Vorteilen, von Konzessionen war, empfand der zweite internationale Geschäftsmacher Schweickhardt das Geldausgeben und Gutleben als zu seinem Temperament, nicht zum Geschäftemachen, gehörend. Auch diese Größe auf dem damaligen Geschäftsaufzieherberuf ist verschwunden, verarmt untergegangen. All diese Ex-Millionäre, Schloßbesitzer und Hofjagdenimitateure besaßen nicht die notwendigen moralischen Reserven, um auch weiter unten in der geschäftlichen Skala existieren zu können. Ein von Körner hätte nie Kohlen geschaufelt wie der Ex-Attaché Bringolf; ein Schweickhardt nie als Soldat zweiter Klasse bei einem Kriegsbeginn gedient wie der Ex-Militärattaché Bringolf.

Schweickhardt pflegte große Geschäfte, wie z. B. den Übergang der Zellulosefabrik Dobreljin-Drvar in Bosnien, dessen Aktienmajorität in Händen der Familie Simonius in Basel sich befand, in belgische Hände mit einem Gabelfrühstück zu inaugurierten. Mir ist in andachtsvoller Erinnerung ein solcher 10-Uhr-Vormittag-Lunch im Hotel Sacher in Wien geblieben: Man denkt und redet gleich anders, wenn man ein Dutzend Marennes Impériales, die in einer Flasche Ayala plätschern, im Magen hat.

Solche Konquistadoren-Existenzen hat die Schweiz nie hervorgebracht. Auch unsere Großunternehmer blieben immer kleingeizig. Verlangte ich meine 1000 Franken Monatsbesoldung pünktlich an jedem ersten ausbezahlt, fand man dies « bemühend ». Wohnte ich im Baur en Ville, dann meinte der Brotgeber, er selber wohne im « Habis ». Reiste der Geschäftsmacher erster Klasse, single, im Arlberg-Express, dann wurde auf die Ersparnisse hingewiesen, die man in der zweiten Klasse machen könne. Ich mußte sogar den Pfrundhauswitz anhören: « In der zweiten Klasse kommt man gerade so schnell an. »

Allerdings lebt der Zweitkläßler jetzt auf schönem Landsitz mit viel Birnenbäumen und korrespondiert eifrig mit dem Bankverein. Während der Single-Reisende im Armenhaus sitzt und nur mit alten Gläubigern und Betreibungsämtern in Verkehr steht.

Was zu beweisen war.